

Nairobi aus freikirchlicher Sicht

VON HELMUT BINTZ

FREIKIRCHLICHE DELEGIERTE IN NAIROBI

Unter den stimmberechtigten und Befreundeten Delegierten der beiden deutschen Staaten auf der Fünften Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Nairobi befanden sich drei Mitglieder von Freikirchen. Frau J. Hildebrandt vertrat die Mennoniten, Bischof G. Hasting aus Herrnhut die Europäisch-Festländische Brüder-Unität. Ich selbst, ebenfalls Mitglied der Brüder-Unität, nahm als Befreundeter Delegierter des Deutschen Evangelischen Missionsrats an der Vollversammlung teil. Außerdem hatte die Altkatholische Kirche zwei Delegierte entsandt, nämlich Frau Dr. I. Brinkhues (BRD) und Frau Dr. U. Buschlüter (DDR).

Die kleine Anzahl freikirchlicher Vertreter widerspiegelt die Tatsache, daß zwei der größeren deutschen Freikirchen, die Evangelisch-methodistische Kirche und der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland im Gegensatz zu verschiedenen ihrer Schwesterkirchen in anderen Ländern und Kontinenten nicht Mitglied des Ökumenischen Rates sind. In ihr kommt aber auch zum Ausdruck, daß die Freikirchen in Deutschland im Vergleich zur EKD und der römisch-katholischen Kirche überhaupt eine Minorität darstellen.

GESICHTSPUNKTE ZUR BESTIMMUNG EINES FREIKIRCHLICHEN STANDPUNKTES

Nun sind Kleinheit und Minderheitsstatus keineswegs Wesensmerkmale der Freikirchen. Dies zeigte sich auch in Nairobi, wo etwa die Methodisten einen beachtlichen Anteil der Delegierten ausmachten. Selbst die relativ kleine Brüdergemeinde war in Nairobi durch sieben stimmberechtigte Delegierte vertreten. Von ihren 17 über verschiedene Kontinente verstreuten „Unitätsprovinzen“ sind acht dem Ökumenischen Rat angeschlossen, eine weitere, die Brüdergemeinde in Surinam, wurde in Nairobi Mitglied.

Die freikirchlichen Teilnehmer hatten in Nairobi meist schnell Kontakt mit den Angehörigen ihrer Schwesterkirchen in anderen Kontinenten und fühlten sich in diesem Kreis mindestens ebenso „zu Haus“ wie in der kirchlich gemischten Gruppe der Delegierten ihres eigenen Landes.

Der freikirchliche „Standpunkt“ kann also nicht von vornherein als „Minderheitsstandpunkt“ charakterisiert werden. Betrachtet man als wesentliche Kennzeichen der Freikirchen ihre finanzielle und institutionelle Unabhängigkeit vom Staat, so wird man den größten Teil der außereuropäischen Kirchen, in einigen Ländern sogar die römisch-katholische Kirche, als Freikirche ansprechen müssen. Auch wenn man innerhalb dieser Gruppe die Kirchen unberücksichtigt ließe, die ihren freikirchlichen Status mehr erleiden als bejahen, bliebe die Fülle der innerhalb all dieser Denominationen vertretenen Auffassungen zu groß, um Halt für einen sie alle umfassenden spezifisch „freikirchlichen“ Standpunkt zu bieten. Bei der Suche nach einer möglichen freikirchlichen Betrachtungsweise gehen wir daher von dem Erbe aus, das die in der Vereinigung evangelischer Freikirchen in Deutschland zusammenarbeitenden oder wie die Brüder-Unität als Gast mitarbeitenden Kirchen verbindet. All diese Gruppen sind bei ihrem Entstehen und in ihrer geschichtlichen Entwicklung durch den Puritanismus und den Pietismus geprägt worden. Das haben sie mit den pietistischen Kreisen innerhalb der Landeskirchen gemein. Die Betonung des persönlichen Glaubens als ein für die Mitgliedschaft in der Gemeinde konstitutives Merkmal, der starke Nachdruck auf die Praxis des Glaubens im Leben des einzelnen und der Gemeinde sind ein Echo auf dieses Erbe. Die „Konnexion mit dem Heiland“ (Zinzendorf), die „Heiligung“ (Wesley) und die damit verbundene Sündenerkenntnis führten zur Abgrenzung von der Welt, aber wegen des gleichzeitig erkannten Missionsauftrages nicht zur Weltflucht. Die weltweiten Beziehungen der Freikirchen, die nicht zuletzt Folge ihrer Missionstätigkeit sind, bieten bis heute eine Hilfe, bei aller Kritik an der Welt die Welt und ihre Probleme nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die Betonung des persönlichen Glaubens und des Missionsauftrages der Gemeinde verbindet die Freikirchen auch mit den Evangelikalen. Viele freikirchliche Christen arbeiten in evangelikalen Organisationen und Konferenzen mit. Ähnliche Schwierigkeiten wie bei der Definition des Begriffs „Freikirche“ treten bei einem Versuch auf, einen gemeinsamen Nenner für die Kräfte zu finden, die sich in der evangelikalen Bewegung zusammenfinden. Dazu ist hier tatsächlich zu viel in Bewegung. Dennoch wird man sagen müssen, daß „freikirchlich“ und „evangelikal“ bei allen Überschneidungen der Begriffsinhalte doch nicht einfach identisch sind. So haben viele freikirchliche Gemeindeglieder aufgrund der Geschichte ihrer eigenen Kirchen Schwierigkeiten mit der in einigen Strömungen der evangelikalen Bewegung zutage tretenden Überzeugung, Erkenntnisse in die Form von Erklärungen fassen zu sollen, die schon der Form, aber doch wohl auch der Intention nach den

Charakter von schriftlichen Bekenntnissen haben. Formulierte Bekenntnisse machen vielen Mitgliedern von Freikirchen aber nun einmal Mühe. Sie haben in der Geschichte nicht nur den befreienden, sondern auch repressiven Charakter von Bekenntnisschriften erfahren. Hier schwingt noch die Spannung nach, in der der Pietismus zu gewissen Formen der lutherischen und reformierten Orthodoxie und zu der Überbetonung von Lehrfragen überhaupt stand.

Wenn man als Mitglied einer Freikirche nach Nairobi fuhr, wird man also etwa diese Frage an die Arbeit und die in einzelnen Gruppen erzielten Ergebnisse der Vollversammlung gestellt haben: Inwieweit verhilft die Versammlung der hier vertretenen Kirchen zur Verstärkung einer gemeinsamen, weltweiten und missionarischen Praxis christlichen Lebens, welche Ausdruck des persönlichen Glaubens ihrer Mitglieder an Jesus Christus ist?

FREIKIRCHLICHE MITARBEIT

Weil man sich in Nairobi aber ja nicht nur bedienen lassen, sondern an der Arbeit aktiv beteiligen wollte, ist die vorgängige Frage zu klären, inwieweit freikirchliche Gruppen die Möglichkeit der Mitgestaltung der Vollversammlung hatten.

Da fiel es bald auf, daß allein drei der Hauptreferenten und einer der Korreferenten aus dem Bereich der Methodistenkirche kamen. Es waren dies Bischof Mortimer Arias aus Bolivien, Professor Charles Birch aus Australien, Ministerpräsident Manley aus Jamaika und Professor John Deschner aus den USA.

Nun waren die Referenten offensichtlich nicht unter dem Gesichtspunkt des konfessionellen Proporztes gewählt worden — so fehlte etwa ein Referent aus dem lutherischen Bereich —, vielmehr hatte man über geographische Überlegungen hinaus offensichtlich Referenten gesucht, die sich als engagierte Fachleute auf den Gebieten ausgewiesen hatten, mit denen sich die Konferenz beschäftigte. Es bleibt aber auffällig, daß die die Konferenz vorbereitenden Gremien solche engagierten Christen offenbar besonders stark in der Methodistenkirche vertreten fanden, eine Tatsache, die sicher nicht nur dadurch erklärt werden kann, daß auch der Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Dr. Philip Potter, Methodist ist.

SPIRITUALITÄT

Nun ist die Auswahl der Referenten nur einer der eine Konferenz bestimmenden Faktoren. Wichtig ist in unserem Zusammenhang auch die Frage, inwieweit Delegierte aus dem freikirchlich-pietistischen Raum Gelegenheit

hatten, etwas von ihrer „Spiritualität“ in die Vollversammlung einzubringen oder in ihr wiederzufinden. Für mich waren drei Erscheinungen, die der Tagung das Gepräge gaben, hilfreich: Es war erstens eine gute Idee, die große Zahl der Delegierten und Beobachter in achtzig kleine Arbeitsgruppen einzuteilen. In diesen geographisch und konfessionell bunt zusammengewürfelten Gruppen entstand Gemeinschaft durch Bibelarbeit, offenes brüderliches Gespräch und spontanes Gebet. Die Arbeit dieser Gruppen hat sich nicht immer in schriftlichen Protokollen oder Resolutionen niedergeschlagen, sie hat aber indirekt stark in die Plenar- und Sektionssitzungen hineingewirkt, weil sie viele Delegierte anregte und geistlich ermutigte, nun auch im größeren Kreis das Wort zu ergreifen und mitzuarbeiten.

Zweitens empfand ich es als dankbar, daß die ganze Vollversammlung in gottesdienstliches Geschehen eingebettet war. Lobpreis, Anbetung und Fürbitte rahmten die Sitzungen im Plenarsaal nicht nur ein, sie wirkten sich auch auf das Reden und Hören, ja auf die ganze Arbeit aus. Daß sich Beten und Singen im großen Plenarsaal in liturgischen Formen vollzog, war für mich als Herrnhuter kein Hindernis — doch wurden diese Liturgien durch freiere Gebetsformen in den Sektionen und Gruppen ergänzt.

Drittens: Die starke „vertikale“ Ausrichtung des Konferenzgeschehens machte sich auch im Stil einiger Referate bemerkbar. Ich denke hier nicht nur an den Vortrag von Bischof Mortimer Arias, sondern auch an das Referat zum Gesamtthema der Konferenz von Professor Robert McAfee Brown. Man wird diesem Vortrag wohl nicht gerecht, wenn man an ihn die für theologische Vorlesungen maßgeblichen Kriterien anlegt. Bei der Bestimmung der Gattung dieses Referats wird man wohl eher den englischen Begriff der „Key note address“ (Grundstimmungsvortrag) als den deutschen des „Grundsatzreferats“ wählen. Noch näher kommt man der Sache, wenn man den pietistischen Begriff des Zeugnisses anwendet. Brown sprach über das Thema „Wer ist dieser Jesus Christus, der befreit und eint?“ und ging dabei von den Fragen Jesu in Matthäus 16 aus: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ und „Wer sagt ihr, daß ich sei?“. Für Brown konnte diese Frage nicht ohne eigenes Engagement, nicht ohne die Tat des eigenen Bekenntnisses, in diesem Fall des Bekenntnisses der Schuld des Staates, dessen Bürger er ist, erfolgen. Er wollte offensichtlich nicht nur reden, sondern dabei sogleich auch etwas tun. Er gab dieser Einheit von Reden, Zeugnis und Handeln Ausdruck, indem er, den englischen „Sprachimperialismus“ durchbrechend, den zweiten Teil seines Vortrags auf Spanisch hielt, das für ihn eine Fremdsprache ist.

Der Inhalt dieses und anderer Referate ließ Fragen offen und sollte ja wohl auch zum eigenen Fragen anregen. Man wird aber, bevor man sich mit Ein-

zelheiten des Inhalts der Referate auseinandersetzt, gerade in dem Versuch, Wort und Tat sowie sachbezogene und persönliche Aussage miteinander zu verbinden, ein Bestreben anerkennen, das der freikirchlichen Spiritualität nicht fremd ist.

DIE „ERGEBNISSE“ VON NAIROBI

Waren die Delegierten und unter ihnen die der Freikirchen in der Lage, auch die Ergebnisse der Vollversammlung wesentlich mitzubestimmen? Diese Frage kann nur für den merkwürdig klingen, der nicht weiß, in welchem Maße die Vorbereitung einer Konferenz ihren Verlauf beeinflusst und welche Rolle bereits im Geist oder gar auf Papier mitgebrachte Ergebnisprotokolle auf solchen Versammlungen spielen können. In Nairobi haben sich die Tagungsteilnehmer wiederholt gegen Protokollanten, die sich zu weitgehend auf ihre Arbeit vorbereitet hatten, erfolgreich zur Wehr gesetzt und sich überhaupt — obwohl die meisten zum ersten Mal eine Vollversammlung besuchten — sehr emanzipiert gezeigt. Nairobi mag im ganzen weniger progressive und zukunftsweisende Ergebnisse gezeigt haben als andere Vollversammlungen. Es wird der ökumenischen Bewegung aber zugute kommen, wenn das ökumenische Fußvolk hier einmal wieder Schritt fassen konnte.

Wenn man dafür dankbar ist, daß die Verlautbarungen von Nairobi stark den Stempel der Delegierten tragen, wird man sie auch entsprechend lesen müssen. Man kann nicht alles haben: wohlausgewogene, stilistisch bruchlose, aber gleichzeitig von einer großen Anzahl von Menschen in kurzer Zeit erarbeitete Papiere. Denn 750 Leute (plus eine große Zahl von nicht stimmberechtigten Delegierten und Beratern) können solche perfekten Papiere nicht in knapp drei Wochen liefern. Ebensovienig wie für einige der in Nairobi praktizierten Vortragsformen haben wir für die Literaturgattung „Konferenzergebnis“ den richtigen Begriff gefunden. Man wird die „Ergebnisse“ von Nairobi nur als Anregungen zum weiteren Denken, Reden und Handeln betrachten können. Man wird manches an ihnen vermissen, über das eine oder andere stolpern, man wird auch als Delegierter mit Bedauern einiges von dem, was man selbst beizusteuern bestrebt war, im Ergebnis doch nicht berücksichtigt finden. Es wäre dennoch falsch, die Papiere von Nairobi satzweise mit einem neuorthodoxen Hämmerchen auf Häresien hin abzuklopfen. Die Papiere wollen im Kontext ihres Entstehens gelesen und verstanden werden. Die Spiritualität von Nairobi, der Zeugnischarakter vieler Stücke sind zu berücksichtigen, die durch die Entstehung der Papiere gewissermaßen eingebaute Unvollkommenheit muß in Kauf genommen werden. Nairobi lieferte keine Bekenntnisschriften. Es wäre dies für freikirchliche Christen — und

nicht nur für diese — auch kaum tragbar. Die Vollversammlung hat aber ihren Mitgliedskirchen viel Stoff zum Nachdenken erarbeitet, mit dem sich unsere Gemeinden beschäftigen und auch zu eigenem Handeln anregen lassen sollten.

DER ZENTRALAUSSCHUSS

Wenn man über Möglichkeiten der Mitarbeit freikirchlicher Christen im Ökumenischen Rat spricht, darf man den Zentralausschuß nicht vergessen, der in Nairobi neu gewählt wurde. Von den auch in Deutschland arbeitenden Freikirchen sind die folgenden im Zentralausschuß vertreten: Die Methodisten durch 16, die Baptisten durch 6, die Brüder-Unität durch 2 Mitglieder, die Pfingstler, Altkatholiken, Quäker sowie die Heilsarmee durch je 1 Mitglied.

Freikirchliche Mitglieder des ÖRK werden sich über die starke Vertretung in diesem wichtigen Ausschuß freuen. Dennoch scheint mir die Weise, in der die „Wahl“ dieses Ausschusses durchgeführt wird, den Grundintentionen des Ökumenischen Rates nicht genügend zu entsprechen. Zugegeben, es ist sehr schwer, bei der Zusammenstellung eines 130-köpfigen Gremiums allen gerecht zu werden. Hier muß der geographische und konfessionelle Proporz ebenso wie eine angemessene Berücksichtigung von Laien, Geistlichen, Frauen, Männern, jungen und alten Leuten gewährleistet werden. Völlige Ausgewogenheit ist unmöglich. Ein Nominierungsausschuß schlug sich mit diesen Problemen herum. Daß er aber etwa im Falle der Zentralausschußmitglieder aus der Republik Südafrika seine erste Vorschlagliste auf unbekannt gebliebene Einsprache hin veränderte, ohne den Betroffenen oder gar dem Plenum hierüber Gründe mitzuteilen, stimmt recht bedenklich und stärkt auch nicht die Autorität eines so zustande gekommenen Gremiums.

ZUM INHALT DER ARBEIT

Bei einer Stellungnahme zum Inhalt der Arbeit von Nairobi — der aber von der Form, in der diese sich vollzog, nicht zu trennen ist — will ich mich hier auf einige Themen aus dem Bereich der Sektionen I und III beschränken. Es wären sicher nicht nur freikirchliche und evangelikale Kreise, die darüber besorgt waren, das starke soziale und politische Engagement des Ökumenischen Rates könnte sich von seiner theologischen Motivation lösen oder mit ihr nur noch in einem oberflächlichen Verhältnis stehen. Damit zusammen hing die andere Befürchtung, der durch dieses Engagement notwendig werdende Dialog mit nicht-christlichen Gruppen und Kräften könnte auf Kosten des Missionsauftrags der Kirche Jesu Christi gehen. Schließlich beseelte und beseelt viele von uns die Frage, ob bei diesem Dialog der Skandaloncharakter des Evangeliums durch-

gehalten werden könne und bei dem Streben des Rates nach mehr Gerechtigkeit der eschatologische Vorbehalt, unter dem dieses Streben steht, im Auge bleiben würde.

Gerade weil viele Delegierte mit solchen Fragen nach Nairobi fuhren, sind diese in den Sektionen — vielfach jedoch bereits in den Referaten — aufgenommen und diskutiert worden. Anhand von Sätzen aus den Sektionsberichten könnte man zeigen, daß Nairobi sich der genannten Gefahren bewußt war und sie abzuwehren versuchte. So heißt es im Bericht der Sektion I: „Nichts von dem, was wir als einzelne, als Kirchen oder als Gesellschaft vollbringen, wird als solches in der Lage sein, das messianische Zeitalter herbeizuführen. Menschen konnten niemals durch Werke gerechtfertigt werden.“

In der Endfassung des Sektionsberichtes III wird gesagt: „Wir stimmen alle darin überein, daß der ‚Stolperstein‘ (skandalon) des Evangeliums immer gegenwärtig sein wird . . .“ und „Wir stimmen alle darin überein, daß der Missionsbefehl Jesu Christi . . . weder verworfen, veruntreut, mißachtet oder kompromittiert noch mißbraucht werden sollte. Dialog bedeutet nicht lediglich, den Glauben anderer zu hören und zu verstehen, sondern auch das Evangelium Jesu Christi zu bezeugen.“ Nun wird man sicher diesen Sätzen andere, weniger glückliche und unsicherer formulierte entgegenstellen können, welche sich ebenfalls in den Berichten befinden. Zudem darf nicht übersehen werden, daß die aus Sektion III zitierten Sätze in einer Präambel stehen, die erst im zweiten Arbeitsgang der Sektion formuliert wurde, nachdem das Plenum den ersten Berichtsentwurf wegen offenkundiger Mängel an die Sektion zurückverwiesen hatte. Im ersten Arbeitsgang war es in der Sektion schwieriger gewesen, Gedanken, wie sie jetzt in der Präambel stehen, in dem Sektionsbericht Aufnahme finden zu lassen.

Man wird sich also auch hier nicht so sehr an guten oder weniger guten Sätzen festklammern, sondern durch die Arbeitsberichte der Sektionen zu eigenem Denken aufrufen lassen.

DIMENSIONEN DER HEILIGUNG

Eine Beschäftigung mit Nairobi wird freilich nur dann sinnvoll sein, wenn man auch zur immer erneuten Überprüfung der eigenen Position bereit ist.

Es ist alte pietistische Tradition, den Glauben eng mit der Tat des Glaubens verbunden zu sehen. Es führte dies zu einer starken Betonung der Heiligung, des „neuen Lebens“, des Zeugnisses durch den Lebenswandel des einzelnen. Man wird aber nicht sagen können, daß die starke Betonung der Ethik sich nur im Bereich der Individualethik vollzog. Das Zusammenleben in „Ortsgemeinen“

führte in der Brüdergemeinde zum Beispiel durchaus zu sozialetischen und sogar zu bescheidenen ersten wirtschaftsethischen Überlegungen.

Wenn in Sektion I eine „weitverbreitete ‚billige‘ Bekehrung, eine Bekehrung ohne Konsequenzen“ beklagt wird, wird jeder, der sich dem pietistischen Erbe verpflichtet weiß, die dieser Klage zugrundeliegende Sicht der Bekehrung teilen. Daß der Ökumenische Rat Glauben, Zeugnis und Tat so eng aufeinander bezieht, geht sicher nicht zuletzt auf den Beitrag zurück, den Theologen aus der puritanischen und pietistischen Tradition in ihm leisten. Werden hier beim Ökumenischen Rat und den Freikirchen also viele gleichgestimmte Saiten zum Klingen gebracht, so ertönt in dem politischen Engagement des Ökumenischen Rates, in seinem Eintreten für mehr Befreiung auch von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen, die „das Bekenntnis zu Christus erschweren“, für viele in den Freikirchen beheimatete Christen zu sehr ein politisches und daher garstiges Lied. Eine Einübung in diesen Problembereich fehlte im deutschen freikirchlichen Bereich lange Zeit, schon weil lange Zeit die Frage nach dem Verhältnis zur Obrigkeit zu sehr durch das Bestreben nach bloßer staatlicher Duldung und Toleranz bestimmt sein mußte.

Im Neuen Testament ist der Aufruf zur Buße mit der Verkündigung des kommenden Reiches Gottes verbunden. Soll das Wort Gottes nicht nur mit dem Wort, sondern auch immer mit der sich in dieser Welt vollziehenden Tat verkündet werden, so wird sich diese Tat nicht nur in der Abgrenzung von der alten Welt, sondern auch in der Setzung deutlicher Zeichen für die neue Welt bewähren. Ein Beitrag zu mehr Frieden und Gerechtigkeit kann ein solches Zeichen sein. Erkennt man an, daß es im Grunde inkonsequent ist, die politische Dimension der „Heiligung“ zu verkennen, kommt freilich alles auf das „Wie“ des Beitrages an, den hier etwa die Freikirchen leisten könnten.

Stellungnahmen zu einzelnen, komplizierten Weltproblemen, Appelle an in Konflikte verwickelte Kontrahenten, Aufrufe zur Besinnung und zum Frieden sind sicher ein Weg, dem Frieden zu dienen. Die Vollversammlung hat verschiedene solcher Resolutionen verfaßt.

Ein ebenso wichtiger, wenn nicht noch wichtigerer Weg ist das Gespräch mit Andersdenkenden, um Konflikte zu vermeiden oder zusammen mit ihnen Lösungen für die Welt bedrängende Probleme zu suchen. Die Vorgänge in Nordirland und dem Libanon zeigen uns, wie lebenswichtig solche Gespräche sind.

AUF DER SUCHE NACH ZUSAMMENARBEIT

Die Vollversammlung hat sich diesem Problem in ihrer dritten Sektion gestellt. Das Arbeitsthema der Sektion lautete: „Auf der Suche nach Gemeinschaft — das gemeinsame Streben der Menschen verschiedenen Glaubens, ver-

schiedener Kulturen und Ideologien.“ Im englischen Text steht anstelle des Wortes „Gemeinschaft“ das Wort „community“. Der englische und deutsche Begriff decken sich nicht ganz. Das Wort Gemeinschaft bezeichnet ein engeres und tiefer begründetes Zusammensein, als es das Wort „community“ zunächst beinhaltet. In der Arbeit der Sektion wurde zwischen der Gemeinschaft innerhalb der Gemeinde Christi und der im Gespräch mit Andersdenkenden angestrebten Gemeinschaft unterschieden. Das Ziel dieser Suche nach Gemeinschaft kann zunächst nur die Gemeinschaft des Gesprächs und der Zusammenarbeit für bestimmte, von allen bejahte Zwecke sein. Dies sollte man beim Lesen des deutschen Textes vor Augen behalten.

Ich hatte mich für die Mitarbeit in dieser Sektion gemeldet, weil ich hier Hilfe zur Klärung des Verhältnisses zwischen dem Missionsauftrag und der Verpflichtung zum Gespräch mit Andersgläubigen erwartete und weil ich von der Missionstheologie Zinzendorfs viel gelernt habe, in der bereits im Ansatz glühender Missionseifer mit einer nachdrücklichen, biblisch begründeten Ablehnung jeden Zwanges zur Bekehrung und der Mahnung zur Toleranz verbunden sind.

Die Delegierten waren offensichtlich mit recht unterschiedlichen Erwartungen an die Arbeit in der Sektion herangetreten. Teilnehmer aus Asien und aus den Ostblockstaaten hofften auf praktische Hilfen für den bei ihnen bereits im Gang befindlichen oder sich anbahnenden Dialog mit andersdenkenden Gruppen, die in ihren Ländern oft die Majorität bilden. Andere Teilnehmer an der Arbeit wünschten eine gründliche Klärung der theologischen Grundlagen einer solchen Suche nach Zusammenarbeit mit Nichtchristen. Diejenigen, die sich auf besondere Weise den Fragen der Mission verpflichtet wissen, wünschten den Bezug von Dialog und Sendung zur Sprache zu bringen. Der Sektionsleitung unter Vorsitz von Metropolit Paulos Gregorios (Paul Verghese) aus Indien lag an Impulsen für eine Weiterführung der bereits zum Teil unter Auspizien des Ökumenischen Rates vollzogenen praktischen Experimente auf diesem Gebiet. Metropolit Gregorios betonte, daß das Thema der Sektion nicht der „Dialog“ an sich sei, über den es nun theoretisch zu diskutieren gelte, sondern die an praktischen Aufgaben orientierte Suche nach „community“ mit anderen Kulturen, Religionen und Ideologien. Das erst nach Rückverweisung des ersten Entwurfs durch das Plenum erzielte Ergebnis ist recht buntscheckig und befriedigt wohl niemand so recht. Es sind zwar vor allem in der Präambel und der Einleitung theologische Voraussetzungen erörtert, aber oft mehr in der Form der Errichtung abgrenzender „Zäune“; also in Beantwortung der Frage: Was ist dieses Streben nach Gemeinschaft nicht, was kann es nicht sein? Dort, wo positive theologische Gründe für den Dialog angegeben werden, konnte gelegentlich nur auf unterschiedliche Auffassungen und Ansätze verwiesen werden, wie in Abschnitt 14

des Sektionsberichtes bei der Erörterung der Frage, ob Jesus Christus etwa auch unter Menschen anderer Religionen am Werk sei.

Der Sektionsbericht blieb auch hinter den Erwartungen derer zurück, die gehofft hatten, das Papier selbst könnte zu einer Einladung Andersdenkender werden, in das Gespräch einzutreten. Dazu ist der Inhalt des Berichtes noch zu sehr innerkirchliches Selbstgespräch; er ist mehr Aufarbeitung als Weiterführung.

ANREIZ ZUR WEITERARBEIT

Dennoch braucht niemand angesichts des unfertigen Zustandes des Papiers allzusehr enttäuscht zu sein, ist er doch gerade so ein Anreiz zur Weiterarbeit. Zum erstenmal war wohl dieses Thema in dieser Breite auf einer Vollversammlung diskutiert worden. Viele Teilnehmer betraten trotz des zur Verfügung gestellten Vorbereitungsmaterials hier ein neues Feld. Ohne Anregungen ging niemand nach Hause. Wer im freikirchlichen und lutherischen Raum der Unterstützung oder gar der Anwendung von Gewalt seitens der Kirchen zur Durchsetzung von Befreiung und Gerechtigkeit in der Welt ablehnend gegenübersteht, wird sich einer aktiven Mitarbeit an der Suche nach Kooperation und am Dialog nicht verschließen können.

Eine theologische Begründung für diese Suche kann für den reformatorischen Christen von einer Theologie des Kreuzes her geführt werden.

Dasselbe „Skandalon des Kreuzes“, das durch den Dialog nicht beseitigt werden kann und soll, kann Ausgangspunkt und Impetus für diesen Dialog sein. Weil auch unser alter Mensch am Skandalon des Kreuzes zerbrechen muß, macht es uns bescheiden und weist uns den Ort an, von dem aus Gespräch und Zeugnis allein erfolgen können.

Das unfertige Papier der Sektion III könnte so gesehen zu einem der fruchtbarsten Ergebnisse der Fünften Vollversammlung werden.